

zwischen Juden und Deutschen, Christen, Arabern, zwischen Orthodoxen und Religiösen, Wissenden und Glaubenden, zwischen Bibel, Chassidismus und moderner Welt? Friedman bringt eine populäre und anekdotenreiche Darstellung des Lebenslaufs bis zuletzt, mit vielen Texten von Buber selbst dazwischen. Seine Frau Paula, geborene Münchenerin und Schriftstellerin, kommt gebührend zu Wort, ebenfalls die Kinder und Enkelinnen. Dazu die Freunde, vor allem Gustav Landauer, der ihn in die christliche Mystik und ins anarchische Denken einführt; seine Ermordung im München von 1919 war „ein Trauma“ für Buber. Mit Franz Rosenzweig, dem Begründer des Freien Jüdischen Lehrhauses Frankfurt, begann und bedachte er die Übersetzung der hebräischen Bibel; sie stand im Buch Jesaja, als Rosenzweig 1929 starb.

Breite Aufmerksamkeit schenkt Friedman dem „jüdischen“ Buber, der gern unterschlagen wird: also seiner Lebensarbeit an der chassidischen Überlieferung und seinem Einsatz für den Zionismus, weiter seiner Arbeit an einer neuen Formulierung des Jüdischen, die bekanntlich vom orthodoxen Judentum stark abweicht; dazu kam sein auch politischer Einsatz für einen Ausgleich mit den palästinensischen Arabern, was zwangsläufig zu heftigen Kontroversen führte. Ausführlich dargestellt werden die Bedrängnis Bubers in der NS-Zeit, der „Zeit von Bubers wahrer Größe“ (A. J. Heschel), und seine Arbeit in der jüdischen Erwachsenenbildung als seiner Form des Widerstands. Ebenso kommt Bubers Reaktion auf die Shoa zur Sprache: Von 1945 an sei keine Stunde vergangen, in der er nicht daran gedacht habe. Auseinandersetzungen in Israel um deutsche Ehrungen (Goethe-Preis der Stadt Hamburg 1951, Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1953) hat Buber bewußt riskiert. Dazu kam seit seinen frühen Jahren sein Engagement im jüdisch-christlichen Gespräch, das in den „Zwei Glaubensweisen“ viel aggressiver vorangetrieben wird, als den meisten Lesern zuerst deutlich wird. Das Bild des „schmalen Grates“ ist treffend: ein Leben voll rastloser geistiger und politischer Arbeit, voll genauen Achtens auf die Sprache und voller Kämpfe; auch das ist ja Dialog, und zwar so, wie man ihn selten denkt.

Die Übersetzung zeigt leider erstaunliche

Schnitzer („Erleuchtung“ statt „Aufklärung“, 453; „Mission an die Juden“ statt „Judenmission“, 248) und ist besonders in den aus dem Englischen rückübersetzten Buchtiteln unzuverlässig.
Lorenz Wachinger

PRINZ, ALOIS: *Beruf Philosophin oder Die Liebe zur Welt: Die Lebensgeschichte der Hannah Arendt*. Weinheim: Beltz-Verlag 1998. 326 S. Kart. 36,-.

Ein Leben zieht wie eine Revue vorbei: die behütete Kindheit der 1906 in Königsberg in Preußen geborenen Hannah, der frühe Tod des Vaters, das Studium der Philosophie in Marburg und Heidelberg, die Liebesbeziehungen mit Martin Heidegger, schriftstellerische Versuche und philosophisches Tasten, Exilierung, 1929 die Ehe mit Günther Stern alias Günther Anders, dann ab 1940 mit Heinrich Blücher; der Weg in die USA von den bitteren Anfängen über die wachsende Aufmerksamkeit, die Arendt zuteil wird, bis hin zu dem weltweiten Gehör, das sie wiederum zu fast rastloser Arbeit und zu engagiertem Handeln treibt. Der Leser wohnt der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte von Arendts maßgeblichen Werken bei: „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ (1950), „Vita activa oder vom tätigen Leben“ (1958), „Über die Revolution“ (1962/63) bis hin zu „Eichmann in Jerusalem“ (1963). Im Anschluß an eine Europareise, während der die 69jährige zum letztenmal den 86jährigen Heidegger trifft, stirbt Arendt am 4. Dezember 1975 in New York.

Prinz ist es gelungen, chronologisch und damit übersichtlich die Stationen dieses Lebens, das nach Liebe vibrierte („Ich habe nie ein Volk geliebt ..., ich liebe in der Tat nur meine Freunde“, 201), in einen Text einzufangen, der aus klug gewählten Zitaten und zurückhaltend eingebauten überleitenden Worten des Autors gewoben ist. Nur die Hinweise auf die großgeschichtlichen Vorgänge, wie etwa Inflation, Reichskristallnacht usw., wirken gelegentlich etwas allzu besorgt-betulich.

Die Zitate und kleinen Szenarios, von denen Prinz berichtet, sind manchmal genauer und plastischer als lange Ausführungen: So etwa, wenn ein jüdischer Schulkamerad Hannahs sein Beschnittensein im Vergleich mit der nackten Da-

vidstatue Michelangelos entdeckt (25); hier zeigt sich mehr von der Unbeholfenheit bürgerlicher Erziehung, jüdischer Verunsicherung und christlicher Vereinnahmung als in langatmigen Belehrungen. Oder: Wenn im Paris der späten 30er Jahre ein Emigrant auf einen anderen Emigranten deutet und Hannah Arendt zuflüstert, der dort sei einmal in Berlin ein berühmter Frauenarzt gewesen, jetzt aber gezwungen, Wachsblumen in Bars zum Verkauf anzubieten, so entlarven sich darin die rassistische Staatsräson, der rücksichtslose Umgang mit der eigenen Bevölkerung und die oft kaum verkraftbare Schwierigkeit des Emigrantendaseins brutaler, als Erläuterungen solcher vermitteln könnten (84).

Innerhalb dieser Zeitläufe tritt Arendt für den Leser hervor: Getriebene und Treibende, eine Aufklärerin sokratischen Zuschnitts und zugleich mit leidenschaftlicher Achtung vor Karl Jaspers, mit ihrer nie abnehmenden Dynamik und gelegentlichen Selbstherrlichkeit (204), einer erfrischenden Unbekümmertheit, die von zartem Taktgefühl begleitet sein konnte, aber auch mit ihrer gerade nicht entwaffnenden, sondern geradezu zum Griff nach der (rhetorischen) Waffe zwingenden Ehrlichkeit. Arendts Stellungnahmen in den 40er Jahren zur Frage der Staatsgründung Israels (115), ihre Bewertung der Rassenintegration („Little Rock“) innerhalb der USA (200f.) oder ihr Urteil über die Judenräte und deren (nur?) erzwungene Zusammenarbeit mit den Nazis (246) während des Weltkrieges spalteten ihre zahlreichen Leser, wirkten nicht immer reinigend, enthalten jedoch meist prophetischen Mut und bis heute aktuelle Argumente.

Prinz hat es in diesem Buch, das Arendt weder zur Ikone entwirkt noch reißerisch ausschaltet, vermocht, neben der biographischen Darstellung zugleich in das philosophische Denken Arendts behutsam und verständlich einzuführen (vgl. etwa 217ff.). Zugleich kann der Leser eine Fülle an Anregungen zur eigenen Lebensüberprüfung entgegennehmen, nicht zuletzt die Frage nach der – wie Arendt zu schreiben pflegte – Substanz menschlichen Lebens oder seiner Substanzlosigkeit. *Norbert Brieskorn SJ*

HAMANT, Ives: *Alexander Men*. Ein Zeuge für Christus in unserer Zeit. Dokumente des Glau-

bens. Geleitwort von Kardinal Jean-Marie Lustiger. München: Saur 2000. 210 S.

Am 9. September 1990 wurde Alexander Men ermordet. Der Mörder hatte ihm aufgelauert, als er frühmorgens von dem Dorf, in dem er mit seiner Frau lebte, zum Bahnhof ging, um mit dem Vorortzug zu seiner kleinen Kirche zu gelangen und dort Eucharistie zu feiern. Alexander Men war Priester der russischen orthodoxen Kirche jüdischer Herkunft. Immer wieder ist die Vermutung geäußert worden, hinter der Tat stünden ultranationalistische und antisemitische Kreise; auch der KGB wird als Urheber genannt. Bis heute ist die Mordtat nicht aufgeklärt. Boris Jelzin, damals Präsident des Obersten Sowjet, forderte auf die Todesnachricht hin die Abgeordneten zu einer Schweigeminute auf.

Geboren wurde Alexander Men 1935, auf dem Höhepunkt des stalinistischen Terrors. An ein offenes religiöses Leben, sei es jüdisch oder christlich, war nicht zu denken. Im verborgenen aber bestanden Kontakte zwischen Priestern und Gläubigen. Kurz nach der Geburt des ersten Sohnes wurde die Mutter Christin; auch der kleine Alexander wurde getauft. Es waren diese Gläubigen, insbesondere die Priester, die den Heranwachsenden in jenen bedrückenden Jahren geistig formten. Die materielle Not war groß. Sich unter diesen Bedingungen konsequent eine gründliche Bildung anzueignen, erforderte ungewöhnliche Willensstärke. Schon als Schüler hatte Men im geheimen ein umfassendes theologisches Wissen erworben. Der Zugang zur Universität war dem jungen Christen infolge des Antisemitismus versperrt. Schließlich erfolgt die Aufnahme ins Seminar, bald darauf die Priesterweihe und das ärmliche Leben als Vikar in kleinen Dorfkirchen.

Die Möglichkeit, religiöse Bücher zu publizieren, war bis 1987 faktisch nicht vorhanden. Doch Men schreibt neben seiner pastoralen Tätigkeit eine sechsbändige Religionsgeschichte, deren letzter Band 1983 in Brüssel gedruckt wird, einen Kommentar zur Bibel, zahlreiche Schriften zum geistlichen Leben. Auf Umwegen gelangen sie in die Sowjetunion. Alexander Men ist ein Mann der Kirche und ihrer geistlichen Tradition, ein Mann der Ökumene und der Offenheit gegenüber der Welt und den konkreten Nöten der